





Barry National

Grenzgänge rund um das Hospiz auf dem Grossen St. Bernhard

Auf der Passhöhe des Grossen St. Bernhard halten die Tagestouristen nach den zotigen Vierbeinern Ausschau. Jene, die länger bleiben, entdecken einen der Zeit entrückten Ort unter einer funkelnd leuchtenden Milchstrasse.

Text **Benedikt Meyer**, Bild **Corinne Kramer**

Als ich ankomme, liegt alles im Nebel. Ein kleines Schild schält sich daraus hervor: «Col du Grand St. Bernard» steht darauf und «2497 m». Unscharf erkenne ich ein Gebäude, eine Treppe, ein hölzernes Portal. Im Speisesaal begrüsst mich Frère Frédéric. Er serviert heissen Tee und führt mich ein ins Hospiz, wo ich einen Monat lang putzen, waschen, kochen werde.

Tag für Tag serviert Frédéric den Tee. Er reisst die Teekanne hoch und lässt das Gebräu dampfend in die Tiefe stürzen. Dann setzt er sich hin und hört zu. Frédéric spricht warm, aber zögernd. Sein Deutsch, Englisch, Italienisch sind ungeschliffen. Er bemüht sich, um seinen Gästen entgegenzukommen. Das Hospiz ist kein Kloster und Frédéric ist kein Mönch. Clastra heisst Abgeschlossenheit, Hospitium bedeutet Herberge. Und eine solche steht am Grossen St. Bernhard seit bald tausend Jahren. Die Gegend auf dem Pass ist unwirtlich und kahl. Zitternde Gräser und kleine Flechten wachsen im Windschatten der Steine. Noch Mitte Juli sind manche Nächte so kalt, dass ich morgens Schnee schaufeln und die Treppe vor dem Hospiz salzen muss. Unterhalb der Herberge liegt ein kleiner See. An seinem Ende beginnt Italien. Dort ragen schartige Berge auf, schillern dramatische Felswände mal nachtgrau, mal granitgrün in den Himmel. Windstille gibt es hier ungefähr gleich häufig wie Begegnungen mit Yetis. Der Gran San Bernardo ist ein schmaler Sattel,

über den eine gewundene Strasse führt: die Verbindung zwischen Unterwallis und Oberitalien, zwischen Martigny und Aosta. Schwallweise stösst diese Karawanen von Reisenden aus. Familien steigen aus ihren Autos, strecken sich, gähnen, werfen sich Neckereien und Schneebälle zu. Die meisten kommen selbstverständlich wegen der Hunde.

Etwa die Hälfte dessen, was über die Bernhardiner gesagt wird, ist erfunden. Und die andere Hälfte falsch. Die Tiere waren nicht primär Spür-, sondern Spürhunde. Sie trugen keine Schnapsfässchen am Hals und keine Kinder auf ihren Rücken. Sie rückten kaum selbständig aus, und dass Barry vierzig Menschen das Leben gerettet hat, ist ebenfalls unwahrscheinlich. Ausserdem hat sich das Aussehen der Tiere verändert: In jüngster Zeit sind sie grösser und schwerer geworden, auch Fell und Gesicht haben sich stark gewandelt. Aber historische Fakten sind Spitzfindigkeiten für humorlose Halbintellektuelle. Denn den meisten Besuchern geht es um etwas weit Wichtigeres: Die Tiere stehen für das personifizierte Gute. Das Treue, Liebe, Gutmütige, Fürsorgliche, Selbstlose: Hier lässt es sich mit Händen greifen. Es fühlt sich warm an und ist ausgesprochen flauschig. Es atmet ruhig, blickt schlafzimmeräugig in die Welt und ist unendlich gelassen. Nur Geruch und Speichelfluss sind gewöhnungsbedürftig.

Erst im Gelände kommen die Tiere in Fahrt. Dort jagen sie mit überraschender Kraft, Sicherheit und Eleganz über Schneefelder, springen über Felsen, sprinten über Geröllhalden oder sie schnüffeln kleinen Blumen, Faltern und anderen Gerüchen nach. Der Wind verfängt sich in



Frisches Wiesenkraut:

Die vierbeinigen Sommergäste auf Schnuppertour.





Nachtgänge:
Der Tee wird im Hospiz (links)
ausgeschenkt, den Limoncello
gibt es beim italienischen Nachbarn
auf der anderen Seeseite.



ihrem Fell und die Sonne bringt die weissen Flächen zum Schimmern und das Orange zum Leuchten.

Natürlich ist es absurd, dass Sommer für Sommer ein Dutzend Hunde von der Zucht in Martigny auf den Pass hochgekartt werden. Begleitet von jungen Frauen, Tierpflegerinnen, die sie waschen, pflegen, füttern und mit ihnen spazieren gehen – und das war's. Aber Tourismus hat nun mal einen Hang zum Kitsch. Und schlimmer als die Reduktion von Paris auf Liebe und Eiffelturm oder das Servieren von Käsefondue auf rot-weissen Tischdecken mitten im Zürcher Sommer sind die paar Hunde hier auch nicht.

Die eigentlichen Helden sind heute aber sowieso nicht mehr die sabbernden Hunde, sondern ihre flauschig weichen Doppelgänger aus Plüsch. Diese helfen Nacht für Nacht einigen zehntausend Kindern (und damit ihren Eltern) beim Einschlafen. In den Auslagen der kleinen Touristenshops liegen Anwärter auf den Friedensnobelpreis. Diesseits der Grenze tragen sie natürlich ein Fässchen mit Schweizerkreuz, während zwei Steinwürfe weiter meist ein rotes Kreuz aufgemalt ist. Das Neben- und Miteinander von mitunter schrillum Hundetourismus und stiller Ordensgemeinschaft ist eine seltsame Ehe. Eine Zufalls- und Zweckverbindung.

Vor fünfzig Jahren brach auf dem Pass die grosse Krise aus: 600 Höhenmeter tiefer wurde ein Tunnel durch den Fels getrieben. Heute muss niemand mehr über den Col du Grand St. Bernard, niemand ist heute wirklich auf ein Hospiz angewiesen. Aber seit es untendurch schneller vorangeht, lässt sich oben die Langsamkeit geniessen. Wenn Frère Frédéric Tee einschenkt, tut er etwas Besonderes: Er nimmt sich Zeit. Frédéric entschleunigt, er beruhigt. Das ist heute die Hauptaufgabe der Augustiner-

Brüder: einen Ort zu schaffen, der ein bisschen aus der Zeit und aus der Welt gefallen ist.

Abends, wenn die Hunde versorgt und die Tagestouristen im Tal sind, begegnen sich die Gäste beim Essen. Auf den Holzbänken sitzen Wanderer und Pilger. Sie reichen einander das Brot und teilen sich die Suppe. Nicht wenige, die hier sind, befinden sich in einem Umbruch. Sie haben einen Job geschmissen, einen Menschen verloren, einen Plan aufgegeben. Nun nutzen sie die Abgeschiedenheit und Ruhe um sich neu zu orientieren.

Rund fünfundzwanzig Personen arbeiten im Hospiz. Die Equipe ist jung, improvisationsfreudig und chaotisch. Sie umfasst Leute mit unterschiedlichsten Geschichten und Berufen: Zivildienstleistende, Augustiner, Freiwillige. Mehr als die Hälfte bezieht keinen oder nur einen symbolischen Lohn. Wenn das Geschirr gespült, die Küche geputzt und es draussen finster geworden ist, schlendern viele hinüber nach Italien. Dort gibt es Limoncello mit Sicht auf die Milchstrasse und Entspannung nach langen Arbeitstagen. Nachts ist es noch stiller. Der See liegt ruhig da, im Mondlicht werfen die Felsblöcke eckige Schatten auf die Schneefelder. Bereits nach wenigen Tagen bin ich herausgelöst aus meinem Berner Alltag. Mein Handy habe ich schon kurz nach meiner Ankunft kaputt gemacht. Ein Missgeschick. Vielleicht. ●

Benedikt Meyer ist humorloser Halbintellektueller und Historiker. Er möchte etwas Ruhe vom Pass in den Alltag hinunter mitnehmen. Möglicherweise in einem Schnapsfässchen.

Corinne Kramer ist Fotografin und Limoncello-Spezialistin. Sie gibt demjenigen auf dem Gran San Bernardo die Note «sehr gut». Ihre Yeti-Fotos erscheinen demnächst bei Transhelvetica. Vielleicht. corinekramer.ch



Wuff I

Im Gegensatz zu **Barrys** glorreichen Zeiten leben die Hunde vom Grossen St. Bernhard heute mehrheitlich in **Martigny**, wo 2005 die **Fondation Barry** gegründet wurde. Die Non-Profit-Organisation setzt sich für die Sicherung des Fortbestandes und den Erhalt des typischen Hospiz-Hundes ein. In den Sommermonaten leben rund die Hälfte der Bernhardiner in ihrer ursprünglichen Heimat auf dem Grossen St. Bernhard. Die anderen Tiere bleiben in Martigny, wo sie im **Musée et Chiens du Saint-Bernard** besucht werden können.

Musée et Chiens du Saint-Bernard, Rue du Levant 34, Martigny, tägl. 10 – 18 h. museesaintbernard.ch
Zuchtstätte auf dem **Grossen St. Bernhard**: Juni – Sept, tägl 10 – 18 h. fondation-barry.ch

Wuff II

Der **legendäre Barry** wurde 1812, als er alt geworden war, von einem **Pater zu Fuss** nach **Bern** gebracht. Dort wurde er nochmals gut umsorgt und starb zwei Jahre später an Altersschwäche. 1815 wurde er im **Naturhistorischen Museum** ausgestellt. Seit 1923 ist dort das überarbeitete Präparat von Barry I zu sehen.

Naturhistorisches Museum, Bernastrasse 15, Bern, T. 031 350 71 11. nmbe.ch

Von Jupiter zum Herrgott

Das **Hospiz** auf dem **Grossen St. Bernhard** kann auf eine über 1000-jährige Geschichte zurückschauen. Bereits während der Eiszeit wurden bei diesem Übergang vom Norden in den Süden Götter verehrt. Zunächst war für den keltischen **Gott Penn** eine **Opferstelle** errichtet worden. Später errichteten die **Römer**, welche die Strasse wesentlich verbessert hatten, einen **Jupiter** geweihten **Tempel**. 1040 liess **Bernhard von Menthon** bei der Passhöhe ein Hospiz errichten und beauftragte die Augustiner mit seiner Führung. Bis 1940 verköstigten und beherbergten diese die Reisenden umsonst. So 1800 auch die **40 000 Soldaten** (!) der **napoleonischen Armee**. Heute geht es im Hospiz stiller zu und her, vor allem in den Wintermonaten, wenn das Hospiz nur mit Schneeschuhen oder Tourenskis erreicht werden kann. gsbernard.net

Die Passstrasse ist von Anfang Juni bis Mitte Okt geöffnet. Busverbindung ab **Orsières**: 9 h, 11.42 h und 13.55 h; 52 min.

Zuwendung:
Heute kümmern sich Tierpflegerinnen um die Bernhardiner beim Hospiz. →

